

## Predigt am Sonntag Rogate (von Pastor Christoph Tischmeyer)

*Der Friede Gottes sei mit uns allen! Amen.*

Liebe Gemeinde,

am Sonntag Rogate – das bedeutet: „BETET!“ – möchte ich mit Ihnen und Euch einmal grundsätzlich über das Beten nachdenken. Wenn wir mit Kindern beten, erscheint es uns kinderleicht: *„Alle guten Gaben, alles, was wir haben, kommt, o Gott, von dir; Dank sei dir dafür.“* Oder wie in der Kita Struxdorf immer morgens gebetet wurde, als unser Sohn klein war: *„Jedes Tierlein hat sein Essen, jedes Blümlein trinkt von dir - hast auch meiner nicht vergessen, guter Gott, wir danken dir!“* Ja, beten kann kinderleicht sein.

Aber je mehr wir ins Nachdenken kommen, über Gott und Mensch und wie sie zusammenhängen, kann das Beten uns auch schwerer werden. Die Unmittelbarkeit, die zum Beten gehört, kommt vielen Menschen im Erwachsenenleben abhanden. Und dann beten viele nur noch in ganz besonderen Situationen: Wenn's mal ganz schwer oder bedrängend wird. Oder wenn uns das Herz übergeht vor Freude. (Oder auch gar nicht mehr.)

Die meisten Menschen, die in unserem westlichen Kulturkreis leben, erweisen sich immer wieder als religiös, so legen es immer neue wissenschaftliche Erhebungen nahe. Das bedeutet aber nicht, dass sie auch einen Sinn im Beten sehen und diese uralte Praxis ausüben.

Ob und wie ich bete, hängt wohl stark davon ab, welche Hoffnung ich mit dem Wort „Gott“ verbinde. Wie ich überhaupt „Gott“ denke und wahrnehme. Ich glaube zum Beispiel, dass er die allem zugrunde liegende Kraft ist, universelle Energie, der Große Zusammenhang, in dem alles verbunden ist. Aber gerade diese Gedanken könnten dazu führen, dass ich mich damit schwertue, Gott als ein DU anzusprechen. Dazu braucht es zugleich ein tiefes Vertrauen, dass diese höhere Kraft oder Intelligenz mit meinem unmittelbaren persönlichen Leben zu tun hat. Dass Gott an mir, an uns allen, interessiert ist, in guter und heilsamer Weise *wirksam* sein will, in meinem Leben und dem Leben der Welt. Dass er ansprechbar ist. Ja, dass er in irgendeiner Weise mein Gebet „hört“.

Gottesdienst ist keine Einbahnstraße. Ja, vielleicht gehen wir sonntags zum Gottesdienst, weil wir tatsächlich „Gott dienen“ wollen. Aber vielleicht ist das Wichtigere, dass er *uns* dienen möchte. Das kann er nämlich nur, wenn wir da sind und uns für sein Wirken öffnen. Vielleicht liegt ein wichtiger Hinweis in dem, was Jesus einmal über das Dienen sagt (Mk 10,42ff.): *„Diejenigen, die als Herrscher der Völker gelten, unterdrücken die Menschen, über die sie herrschen; ihre Machthaber missbrauchen ihre Macht. Aber bei euch soll das nicht so sein: Sondern wer von euch groß sein will, soll den anderen dienen. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um anderen zu dienen.“* Entsprechend ist auch das Bild, das Jesus in seinen Gleichnissen von Gott vermittelt: Sein „himmlischer Vater“ ist kein unberechenbarer Herrscher. Nein, Jesus beschreibt Gott als Beziehungsmacht; seine Kraft entfaltet sich da, wo Menschen sich ihm anvertrauen und auch einander unvoreingenommen und liebevoll begegnen, also gewaltfrei. Wenn wir Gott als Macht-in-Beziehung verstehen, nähern wir uns dem Gott Jesu an.

Wichtig ist mir, dass ein Gebet nicht immer die Sprache braucht. Auch ein bloßes Stillesein vor Gott ist Gebet. Ein Hinhalten meiner leeren Schale. Die Geste sagt dann: „Ich weiß nicht, was ich beten soll. Du kennst meine Gedanken und meine Not. Ich fühle mich so ausgepowert und leer. Und bitte dich: Fülle mich neu mit deiner Kraft!“ Oder, was wohl ebenso oft der Fall ist: „Ich bin so abgefüllt mit Gedanken, Bildern, Worten – hilf mir, all das abzuwerfen. Und wieder einfach zu werden vor dir. Unkompliziert.“

Beten ist dann sein wie dürstendes Land, das nach Wasser ruft: „Ich möchte Sinn spüren in meinem kleinen Leben - und bloße Freude. Deshalb suche ich die Sammlung und die Stille.“

Wie wir es mit dem Gebet auch immer halten: Gott wird niemals verfügbar. Wir müssen damit zurechtkommen, dass manches Gebet gefühlt ins Leere läuft. Das ist ja das, was es Menschen schwermacht, an Gott zu glauben. Dass viele unserer Bitten scheinbar verhallen. Aber wohin *dann* mit den Bitten, die aus unserer eigenen Tiefe aufsteigen? Wohin mit unserem Dank? Der Dichter Elias Canetti hat geschrieben: „*Das Schwerste für den, der an Gott nicht glaubt: dass er niemanden hat, dem er danken kann.*“ Oder wohin soll sich jemand wenden, wenn er versagt hat und schuldig geworden ist? Nochmal Elias Canetti: „*Er hat niemanden, den er um Gnade bitten könnte. Der stolze Glaubenslose! Er kann vor niemandem niederknien. Sein Kreuz.*“

Und in der Folge: Wo bleiben meine Klagen, meine Rufe, mein Glück, wenn keine Instanz da ist, die ich anrufen kann?

Beim Beten geht es um den Lebensnerv des Glaubens selbst. Den Glauben kann man jedoch nicht durch Forderungen zum Leben erwecken. Er wird dadurch lebendig, dass ich ihn auf das gelebte Leben beziehe, auf das, was mich jetzt angeht. Die Verbundenheit mit dem Großen Zusammenhang im Herzen spüren. Meine Seele auffordern, zu singen und zu loben, und alle Zweifel für den Moment beiseite zu tun, das geschieht im Gebet. Und das umfasst alles - vom Leiden bis hin zur innigsten Liebe.

Mein *Leben* vor Gott bringen. Das spricht natürlich gegen die Anschauung, die heute gilt: auf niemanden angewiesen sein zu müssen, auch geistig unabhängig und autark zu bleiben. Wenn ich bete, geht das nicht, ohne dass ich wahrnehme, was ist, ohne das Wahrhabenwollen, dass es Dinge gibt, die nicht im Lot sind. Beten heißt in eine Haltung des Empfangens zu gehen. Der erste Schritt zum Gebet ist also ein Schritt zu mir selbst. Ich schaue auf meine Beziehungen, meine Urteile über andere, meine Entscheidungen, was mich freudig überrascht, was mich belastet, was mich trägt, was mich wirklich interessiert. Beten, das ist ein Lebens-Gespräch mit Gott. Ich komme in Kontakt mit meiner eigenen Identität, die mir von Gott gegeben ist, einer Identität, die auch im Tode nicht erlischt. Denn das erste Wort, das Gott zum Menschen spricht, ist das Schöpfungswort, mit dem der Mensch ins Leben gerufen ist.

Die Psalmen sind das Gebetbuch der Bibel. Von den Psalmen können wir uns geistlich ernähren. Unsere Seele fängt an zu schwingen, wenn wir sie nachsprechen. Die Psalmen pflegen einen liebenden Umgang mit dem DU Gottes. Wenn wir sie beten, stellen wir uns unmittelbar hinein in die göttliche Gegenwart. Da ist wenig Lücke und garstiger Graben, wenn es dankbar heißt: „*DU legst mir Freude ins Herz!*“ [Ps 4,8]

Es gibt *Lobgebete* in großer Fülle. Loben macht frei von der engen Perspektive des Nützlichkeitsdenkens und feiert, dass das Gute des anderen auch für mich gut ist. Loben heißt: Einfach von Gottes gutem Willen ausgehen, seine Treue feiern und die eigene Treue zu Gott auffrischen.

An anderer Stelle fragt das angstvolle Herz: „*Mein Gott, wo bist du? Warum hast du mich verlassen?*“ [Psalm 22,1] Auch das ist in Momenten unseres Lebens ein stimmiges Gebet. Noch das härteste *Klagegebet* rechnet mit Gott und ist im tiefsten Inneren ein verzweifelttes Vertrauensbekenntnis.

Unsere *Bitten* und Sehnsüchte finden Widerhall in unseren Gebeten. Wie gut ist es, die Sorge um einen Menschen, der krank liegt, für einen Moment abzugeben, in die großen Hände Gottes zu legen.

Und das *Dankgebet*? Dankbar kann man nur sein, wenn man es nicht muss. Dankbarkeit quillt uns aus dem Herzen, sie muss raus und findet Resonanz, indem unsere Seele froh und gelassen wird. Das Gegenteil der Dankbarkeit ist die flache Selbstverständlichkeit, die aus Unaufmerksamkeit erwächst. Wo das Leben selbstverständlich wird, dort wird es langweilig oder es nährt das gefährliche Gefühl der eigenen Allmacht. Dankbarkeit hingegen hält eine Beziehung lebendig. Dankbar sein – und dafür eine Adresse haben, das ist die Basis unseres Glaubens und Betens.

In den Psalmen kommt das alles vor; sie helfen uns, die ungeheure Spannung auszuloten, die zwischen der Geborgenheit in Gott und seiner Verborgenheit liegt.

Wie aber kann unser Beten gelingen? Beten, bis wir so leben, dass Gott in allem dabei ist. Das wäre das Ziel. Dazu braucht es vor allem eins: Übung. Der große Religionsphilosoph Romano Guardini schrieb einmal:

*„Vor allem gehört zum richtigen Beten, dass wir es regelmäßig tun. Also nicht nur, wenn das Herz einen drängt. Die Seele lebt aus dem Gebet. Aber alles Leben will Regel und Wiederkehr, will Rhythmus.“* [Romano Guardini, *Vorschule des Betens*]

Mit solcher Übung kann das Gebet im Leben münden und das Leben im Gebet.

Christen vertrauen darauf, dass Gott sie hört und schon bejaht hat. Deshalb nennen sie ihn „Vater“. So hat es Jesus von Nazaret getan: Vater unser. Kein Gebet ist so sehr Formel geworden, zugleich ist kein Gebet so sehr mit Leben gefüllt. Es nennt im Hintergrund alle Bedingungen, unter denen Menschen seit jeher leben. Es beharrt darauf, dass es ohne einen Überschuss an Vertrauen einfach nicht geht unter uns, wenn wir Zukunft finden wollen.

Wenn ein Gebet wie das Vaterunser aufmerksam gesprochen wird – und seit zwei Jahrtausenden sprechen es täglich zig Millionen Menschen auf der Erde - dann kann genau das Formelhafte ein Schutz für das kaum aussprechbare Bedürfnis werden: dem Grund des Lebens nahe zu sein. Dann kann es Raum schaffen für das ganz Eigene, das man vor sich selbst und vor anderen kaum auszusprechen wagt.

Ich schließe mit einem kleinen Gebet von Edith Stein, das ich oft morgens spreche:

*Ohne Vorbehalt und Sorgen / leg ich meinen Tag in Deine Hand.*

*Sei mein Heute, sei mein Morgen, / sei mein Gestern, das ich überwand.*

*Frag mich nicht nach meinen Sehnsuchtswegen, / bin aus Deinem Mosaik ein Stein.*

*Wirst mich an die rechte Stelle legen, / Deinen Händen bette ich mich ein. Amen.*